DER ERZÄHLER

Samstag, den 20. Februar 1932

Nummer 7

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der verlorene Sohn.

Skizze von Franz Mahlke.

Im Brennpunkt des Verkehrs, hart an die graue Wand gedrückt, behauptet sich der alte Zeitungshändler. Sein Jahren stand er da, immer in den Abendstunden. Das magere Gesicht steckte in einem angegrauten krausen Backenbart. Seine wasserhellen Augen beobachteten die Menschen, die auf der Gehbahn wie an einem laufenden Bande vorbeizogen. Wenn er sein Bündel verkauft hatte, ging er zufrieden heim.

„Weißt Du, Mutter, wer mir da heute serviert worden ist?“ fragte er eines Tages seine Frau.

Sie stellte den Kaffeetopf auf den Tisch und sah ihn forschend an.

„Paul, unser Paul!“

„Paul? — Vater, erzähl, erzähle doch! Was hat er denn gesagt?“ Sie rückte auf der Ofenbank ganz dicht an ihn heran und schob ihren Arm hastig in den seinen. Der Alte schlürfte den heißen Kaffee, wischte sich den Bart und lachte überlegen in sich hinein: „Nichts hat er gesagt.“

„Gar nichts?“

„Du weißt doch, wo ich stehe, da ist gleich daneben die Bar. Also da kam ein Wagen angeflitzt, Bremsen knirschten, die Tür flog auf, und heraus kam Paul. In einem Pelz, sage ich Dir, bis über die Ohren, machte ein paar große Schritte auf mich zu, griff schon nach der Zeitung und dann — einen Augenblick bloß hatten wir uns in die Augen gesehen — dann zuckte er zurück und schwenkte, den Kopf geduckt, zur Bar hinein.“

„Und hast nicht ein Sterbenswörtlein mit ihm gesprochen?“

„Gar nichts.“

„Wenn der Junge in unserm Stande geblieben wäre — vielleicht hätte er es besser“, meinte die Frau nach einer Weile.

„Vielleicht — — Los, Mutter, machen wir eine Partie!“ Sie nahm mit einem verhaltenen Seufzer die Karten aus der Schublade und während er sich die Stummelpfeife stopfte, sagte er: „Misch man schon immer!“

Die beiden gerieten in einen heiteren Wettkampf: im Ansagen, Decken, in triumphierendem Spielabbruch: 66! — Wie wußten die beiden Alten sich in ihrer Mansarde schöne Stunden zu machen, zuweilen mit ihren Karten, oft bei guten Büchern, und am schönsten war's immer, wenn sie Schulter an Schulter auf der Ofenbank saßen und Reisen machten Reisen in das Erinnerungsland ihrer eigenen Ehejahre. Dann drückten sie sich oft heimlich die Hand, oder die hageren Hände gingen über das ergraute Haar des andern, liebkosend wie einst vor soviel Jahren. Das waren reiche Stunden. Sie maßen ihr Glück niemals an Geld oder Geldwerten. — „Alter, sing mal wieder: Zufriedenheit ist mein Vergnügen“, ermunterte seine Frau ihn zuweilen. Das war sozusagen das von den Vätern ererbte Leib- und Magenlied, das der alte Zeitungshändler dann mit besonderem Vergnügen sich und seiner Alten zum Besten gab. Und dabei half der Kanarienvogel, in einer übermütigen Laune von den beiden einst „August“ getauft, aus vollem Halse immer mit. Wie oft haben sie sich miteinander müde gespielt, gelesen, gesungen — und viele Jahre hindurch miteinander müde gearbeitet, er als Handlanger auf Bauten, sie als Waschfrau. Und dies nun war der Lohn: zu ihrer Rente eine selbstgepolsterte Ofenbank, ein Pfeifchen, aus dem sich blaue Wolken in ihren Mansardenhimmel kringeln ließen, und ein singender Federball dazu.

Sie taten die Karten in die Schublade. Um die Giebelecke kam der Mond. Mißlaunig und frierend schob er sich durch das zerrissene Wolkengebirge.

Gegen vier Uhr nachmittags des folgenden Tages ging der alte Zeitungshändler zur Ausgabestelle des Blattes, um sein Bündel abzuholen. Ein plötzliches Zucken lief über das hagere Gesicht. Seine Gestalt war wie versteint, als er in fetten Lettern las: Selbstmord des Generaldirektor Pau Schönrock. Dann tat er ein paar entschlossene Schritte bis zum Tisch, nahm das Bündel in Empfang und ging damit auf seinen Platz, stand wieder hart an die graue Wand gedrückt, grau wie der Tod.

Dieser alte Zeitungshändler, der sonst schweigend sein bescheidenes Geschäft betrieb, war jetzt von einer fiebrigen Lebhaftigkeit, da er die Schande seines Sohnes in hastigen Kommentaren kolportierte: „Ein Generaldirektor — sich selbst gerichtet — Korruption — vom Hafenarbeiter zum Generaldirektor — Bestechungsaffäre, das Ende in der Bar — ein Generaldirektor — — —“

Ihm klapperten die Kiefer vor Erregung. Nach kaum einer halben Stunde wurde ihm das letzte Zeitungsblatt fortgerissen. Dann lief er von seiner Ecke weg, taumelte nach Hause. „Mutter, weißt Du schon, — weißt Du's noch nicht?“

„Was hast Du denn, Alterchen, um Himmels willen?“

„Paul, unser Paul!“

„War er wieder da, ja? — Was habt Ihr heute miteinander gesprochen? Erzähle doch!“

„Sich selbst erschossen!“

Sie weinten beide leise miteinander. Und abends saßen sie Schulter an Schulter auf der Ofenbank und hatten sein Jungenbild vor sich auf dem Tisch.

„Hätte ich doch gestern bei Dir gestanden, an der Ecke. Dann hätte ich ihn doch noch einmal gesehen.“

„Mutterchen, er war verloren, und wir hätten ihn nie wieder gefunden.“ Indem er das sagte, setzte der gelbe Ball im Bauer zu einem tiefen langen Triller an, der bis zum höchsten Diskant sich erhob und dann jäh abbrach. In das Mansardenfenster sahen abertausend silberne Sterne.

★

Polizei im Hause.

Skizze von L. T. Barnard.

Falls der kleine Page des Hotels Pantheon erstaunt war, daß einer der Gäste zu so früher Morgenstunde Besuch erhielt, so verriet es jedenfalls seine gutgeschulte Miene nicht, als er viele Korridore durchquerte, ehe er vor der Tür von Mr. Simon Cultoons Zimmer hielt.

Er klopfte leise an, mußte einige Augenblicke warten, eine Antwort kam, worauf er die Tür öffnete und Cultoon gegenüberstand. Der Herr, nur mit einem Schlafanzug bekleidet, schliff eben sein Rasiermesser.

Der Boy reichte ihm die Karte des Besuchers.

Cultoon las den Namen, dann blickte er an sich und seiner unvollständigen Morgentoilette herunter und schnitt ein Gesicht. Er zögerte ein wenig, warf einen Blick auf die Uhr, die auf dem Tische lag, und sagte: „Führen Sie den Herrn sogleich her! Ich kann nicht warten, bis ich mit dem Ankleiden fertig bin. Ich habe Eile.“

Der Boy entfernte sich, um den Auftrag auszuführen. Simon Cultoon grinste rätselhaft in sich hinein und ging zum Toilettentisch. —

Bald kehrte der Page wieder und ließ einen schwächlichen, kleinen Mann eintreten, der krampfhaft eine Handtasche hielt.

Simon Cultoon grüßte freundlich. „Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie hier so empfange“, sagte er höflich, indem er noch die Rasierklinge in der Hand hielt, „aber ich bin wirklich in großer Eile. Ich muß in einer Stunde meinen Zug in Euston erreichen. Sie kommen vom Juwelier, nicht wahr?“

„So ist es, Sir. Ich habe Ihnen Verschiedenes zur Auswahl mitgebracht, so wie Sie es bestellt haben.“

Am äußersten Rande des Sessels schüchtern kauernd, sperrte der Angestellte des Juweliers seine Handtasche auf und entnahm ihr mehrere kostbare Anhänger und Halsbänder.

Cultoon legte sein Rasiermesser weg und band Kragen und Kravatte um. Dann beugte er sich über die herrlichen Schmuckstücke und wog sie abschätzend, um schließlich ein wundervolles Perlenhalsband zu wählen. „Nette kleine Sache“, murmelte er. „Was kostet es?“

„Siebenhundert Pfund, Sir.“

„Einverstanden“, nickte Simon Cultoon nachlässig. Er nahm die Perlen in die Hand, ging an den Toilettentisch und ließ sie achtlos in eine dort befindliche Schmuckschale fallen. Dann warf er wieder einen Blick auf die Uhr. „Es ist spät geworden“, sagte er, „ich muß mich beeilen. Wollen Sie bitte hier ein paar Minuten auf mich warten, bis ich angekleidet bin, und dann mit mir hinunter gehen, damit ich dem Direktor einen Scheck zum Einlösen gebe? Ich nehme an, daß Ihnen Barzahlung lieber ist“.

„Es ist bei uns Bedingung mit neuen Kunden.“

„Selbstverständlich. Ich werde nicht länger als fünf Minuten brauchen.“

Simon Cultoon ging in das anstoßende Zimmer, und bald vernahm der Juwelier das hastige Rascheln von Kleidungsstücken. Behaglich im Sessel zurückgelehnt, wartete der Angestellte ruhig. Doch als die Minuten vergingen und plötzlich Stille eintrat, wurde er nachdenklich und besorgt. Er blickte erwartungsvoll auf die Tür, durch die Cultoon verschwunden war, schließlich stand er auf und trat an den Toilettentisch, um in die Schale zu schauen, in die das Halsband gelegt worden war. Die Schale war leer.

Mit vor Angst starren Blicken rannte er nach der Tür, die auf den Korridor führte, riß sie auf und stieß auf einen Mann, der lauschend vor ihr stand.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der. „Was ist nicht in Ordnung?“

„Alles, alles“, keuchte der Juwelier. „Wo ist der Hoteldirektor? Irgend eine Betrügerei geht hier vor sich.“

„Ich weiß“, nickte der andere, „ich habe auf diesen Augenblick gewartet.“ Er schlug den Kragen seines Rockes zurück. Die kleine runde Marke des Beamten von Scotland Yard wurde sichtbar. „Polizei.“

Der Verkäufer trat scheu zur Seite. Der Beamte trat ins Zimmer. Er zeigte nach der Tür. „Dort?“

Von den Blicken des erschreckten, kleinen Verkäufers verfolgt, begab er sich in das Zimmer, in dem Cultoon sich zuletzt aufgehalten hatte. Kurze Worte fielen, nach wenigen Sekunden kam der Beamte in Begleitung Simon Cultoons, der nun fertig angekleidet war, zurück und hielt ihn beim Handgelenk fest.

„Lassen Sie mich“, sprach der Detektiv, „Ihnen einen der geschicktesten Betrüger dieses Landes vorstellen. Sie haben bereits ein Beispiel seiner Arbeit gehabt. Er lockt einen Juwelier oder dessen Angestellten mit einer Auswahl von Schmuckstücken in seine Zimmer, wählt das kostbarste und läßt es dann mit gleichgültiger Miene in eine Schale am Toilettentisch fallen.“

Den überraschten Betrüger noch immer fest beim Handgelenk haltend, ging er nach dem Ankleidetisch und winkte dem Verkäufer: „Sehen Sie her!“ er nahm die Schale weg, und man bemerkte ein kreisrundes Loch im Tisch. „Das Halsband — oder was es sonst sein mag — gleitet durch ein Rohr, das von dem unteren Teil dieses Tisches zur Mauer und durch dieses ins angrenzende Zimmer führt. Es ist dann leicht für ihn, eine Entschuldigung zu finden, um sich in den Nebenraum zurückzuziehen, das Schmuckstück zu erlangen und durch eine andere Tür zu verschwinden, ehe Lärm geschlagen wird. Ganz einfach, sehr geschickt. Aber dieses Mal war es nicht geschickt genug.“

„Der Teufel soll Sie holen!“ fluchte Simon Cultoon. „Das glaube ich Ihnen. Ich weiß, was Sie mir jetzt wünschen. Aber inzwischen werde ich Sie zum Hoteldirektor hinunter führen und alles erklären. Sie werden so gut sein“, wandte sich der kräftige Mann an den kleinen Verkäufer, „hier zu bleiben, um zu sehen, daß niemand die Beweise dieses Schwindels zerstört. Später begleiteten Sie mich zur Polizei.“

„Ich denke, es wäre besser, wir gingen gleich alle hin“, vernahm man plötzlich eine frostige Stimme in der Türe; und Cultoon wie der Mann, der ihn hielt, keuchten, als drei Männer in das Zimmer eindrangen. Zwei von ihnen traten schnell vor und ergriffen den Verbrecher und den sogenannten Detektiv, während der Dritte sprach: „Ja, wir werden jetzt alle zusammen auf die Polizei gehen. Wir suchen Sie beide schon seit längerer Zeit. Sie hätten Ihren Trick nicht so oft wiederholen dürfen, meine Herren. Der Detektiv als Spießgeselle des Verbrechers ist nicht neu. Zu Juwelendiebstählen muß man schon ein wenig mehr Erfindungsgeist und Phantasie haben. Ihr Trick genügt höchstens für eine nette und amüsante Magazingeschichte.“

★

Straße im Nebel.

Skizze von Werner Krueger-Hamburg.

Als Maria Weihergang die Bachstraße hinabging, lag der Nebel vor ihr wie an jedem Abend. Geduckt und schleichend wie ein vagabundierender Hund, gleichsam zähnefletschend, wich er zurück, stürzte mit dumpfem Knurren jach in den Obermühlenkanal. Das Knurren aber war der morsche Wehrschütze, der von dem alten Schleusenmeister auf der Brücke herabgestoßen wurde.

Schleußenschluß!

Wie immer fingerte Maria nach den Schlüsseln zur Haustür, als sie vor der Kneipe ihres Hauswirtes stand. Ein Schwaden eklen Fuselgestanks quoll aus dem Kellerlokal und legte sich quer über die Straße.

Die Sünde ist immer aufdringlich — wegverspernt!

Man kann es verstehen, dachte Maria und nickte leicht mit dem Kopfe, man kann es verstehen, daß die Menschen sündigen. Im Nebel! Ja! In der Sonne nie! Aber der Nebel!

Maria war so versonnen, daß sie fast über einen Körper stolperte, der in der Nische lehnte, zwischen der Tür der Kneipe und der Haustür zu ihrer Wohnung.

Zwei rotumränderte Augen starrten auf sie. Ein Mund öffnete sich. „Maria!“

Sie sagte nichts. Sie fuhr auch nicht zurück. Sie stand nur still und sah auf den Mann da vor sich. Und sie fühlte, wie von der Erde herauf eiskalte Zangen durch ihren Körper schlugen, behutsam ihr Herz umklammerten und es zusammendrückten.

Jetzt bleibt es stehen, das dumme Herz! dachte sie und war voll stiller Freude.

Aber es blieb nicht stehen, und so sagte Maria leise: „Bist Du wieder da?“ Und versuchte zu lächeln.

„Ich habe Hunger“, sagte der Schatten vor ihr und reckte sich aus der Dunkelheit. Maria griff wortlos in die Tasche ihres Flauschmantels und holte einige Markstücke heraus. „Geh'! Geh' und iß!“

Ihre Hand streckte sich ihm entgegen, deren Haut blaß und zart war wie der Wintertrieb der Kartoffel, und über deren Fingergliedfalten die Nerven zitterten in aufgepeitschtem Schmerz.

Er schüttelte den Kopf, und die Markstücke fielen irgendwo in die Nische. „Mich hungert“, sagte er langsam, und seine Lippen zitterten, „nach Liebe — — ja, nach Liebe — — Hunger — — —“

„Ich bin schuldlos von Dir geschieden!“ sagte sie hart. In ihren Augen glomm etwas auf, das den Nebel vielleicht zu durchdringen vermochte. Ja, gibt es denn so etwas überhaupt? Das heute noch siegen kann über Nebel und Dunkelheit.

Der Schatten vor ihr sank zusammen. Fiel in die Nische zurück und ward eines mit dem feuchtlastenden Frühlingsabend.

Da ging sie weiter und ließ hinter sich die Tür offen. Und sie fühlte, wie seine Hand hinter ihr das schmierige Geländer herniederzog, hörte, wie er die Füße müde hinter sich herschleifte. —

Oben im Wohnzimmer flammte auf ihren Druck die Birne unter dem gelben Seidenschirm auf, den sie an langen Winterabenden genäht. Sie ging zum Buffet, das selbe noch, das ihr der Vater gekauft hatte, als sie sich mit dem Studienrat Doktor Weihergang verheiratete. Sie öffnete die Glastür und holte Brot und Butter und Aufschnitt.

Und als sie sich umwandte, stand er immer noch an der Tür.

Da ging sie auf ihn zu und nahm ihm die Mütze aus der Hand. — Eine speckige Schiffermütze, die er irgendwo mitgenommen haben mochte. — Und hieß ihn sich setzen.

Und er aß. Erst langsam, als schäme er sich seines Hungers. Dann hastig, schlingend, mit der Gier des Verkommenen.

Sie war hinaus gegangen, hatte in der Diele den Mantel abgelegt und saß nun am Bettchen ihres Sohnes.

Die kleinen Fäuste waren geballt, und um den Knabenmund lag ein stolzer, hochfahrender Zug, den der da im Zimmer auch gehabt hatte, als er noch der elegante Reserverittmeister gewesen war.

Die Luft drückte in ihrem Rücken, und als sie den Kopf zur Seite wandte, sah sie den Mann stehen. Er hielt den Kopf geneigt, die Hände um die Mütze verkrampft — ein Bettler.

Er bettelt um sein Kind! dachte sie plötzlich. Sie stand auf und führte ihn an der Hand heran. „Das ist er. Du hast ihn ja noch nie gesehen.“

Lange stand er davor. Seine hohe, jetzt vornüber gebeugte Gestalt sank in sich zusammen. Und dann lag sein Kopf auf dem Bettpfosten, und ein trüber, grauer Fleck auf der Bettdecke bildete den Rest seiner Tränen.

Da nahm sie ihn am Arm und führte ihn, der ihr willenlos folgte, in das Wohnzimmer zurück.

Sie ging schweigend in ihr Schlafzimmer, holte die Betten und breitete sie über das Sofa. Dann ging sie zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Versuch', ob Du schlafen kannst!“ Er hielt ihre Hand fest.

„Maria! Die Dassareten im alten Illyrien hatten einen heiligen, geheimen Kult, ein Mysterium in drei Offenbarungen, das waren der Abend, die Nacht und — — und — der Tag. Verzweiflung, Tod und Auferstehung. Weißt Du auch, daß ich tot war, lange Zeit? Daß ich tot war, wenn ich trank? Und nur im Rausch noch die Schönheit sah?“

Sein Kopf sank auf ihre Hand. „Maria! Ich habe mein Lebtag die Schönheit gesucht mit blutendem Herzen, ich konnte ohne Schönheit nicht leben — — und — — als ich sie nicht mehr fand, als es nur noch Sünde gab auf der Welt und Häßlichkeit, und als mein Deutschland zusammenbrach — — — da suchte ich die Schönheit im Rausch —“

Sein Körper schütterte. „Schönheit habe ich gesucht, wenn ich trank, Maria.“

Ein Blick traf sie aus den Augen eines getretenen Hundes. „Kommt meine Auferstehung, Maria?“

„Ich weiß es nicht, Klaus“, sagte sie mit zuckenden Lippen. „Ich weiß es nicht. Morgen früh!“

Dann ging sie hinaus und saß am Bett ihres Sohnes. Die ganze Nacht. Fuhr mit den Fingern über sein Gesicht und fühlte, wie ihr Herz zuckte, wenn sie in dem Knick der Nase, an dem kleinen Loch im Ohr, an der Biegung seiner Hand die Merkmale fand, die der Mann da hatte, der sich heute ruhelos in ihrem Wohnzimmer wälzte.

Und als der Morgen heranschlich, widerwillig und schleimig, stand sie auf. Fach und den Körper straffend, als hätte sie die Nacht über wohl geschlafen.

„Deinetwegen nicht, Junge!“ sagte sie laut.

Als sie in das Zimmer trat, saß er am Fenster und starrte hinaus. Draußen schlich der Nebel immer noch herum. Und vom Schleusenhof brüllte eine Dampfersirene.

„Du mußt gehen, Klaus!“ sagte sie fest.

Da stand er auf und ging zur Tür. Langsam, mit gebeugtem Kopf, ohne sich umzusehen. Seine Hand tastete drau-

Eleonore Prohaska / Erzählung von A. Steiniger, Graz

„Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.“

Eleonore liegt langausgestreckt im Grase und lauscht dem Liede, das drüben am Biwakfeuer die Kameraden singen. Ein seltsames Glücksgefühl schwellt ihre Brust. Noch einmal überliest sie den Brief, den sie heute nachmittag geschrieben hat.

„Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir etwas ganz Neues zu erzählen. Ich bin seit vier Wochen Soldat. Schilt mich nicht! Du weißt, daß der Entschluß hierzu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Als Vater erzählte, wie in Spanien und Tirol die Weiber und Mädchen handelten, da war ich im Inneren meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen. Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung zu schaffen, bis ich Montierung erhielt; dann erstand ich eine Büchse für acht Taler, Hirschfänger und Tschako für drei und einen halben Taler und ging unter die schwarzen Jäger. Meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Aus Vorsicht habe ich meinen Namen geändert. Ich hoffe, Vater wird mir nicht böse sein.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder!

Mit ewiger Liebe Deine Eleonora, genannt August Renz, freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps, im ersten Bataillon.“ (Dieser Brief ist die gekürzte Wiedergabe eines Originalschreibens der Prohaska). — —

„Hurraaah...!“

Mit gefällten Bajonetten stürmen die schwarzen Jäger aus dem Hinterhalt. Sie haben gar nicht erst eine zweite Salve abgegeben, so sehr drängt es sie, an den Feind zu kommen. Kugeln reißen blutige Lücken in ihre Reihen. Im atemlosen Vorwärtsstürmen sieht Eleonore den Wirrwarr in der überfallenen Munitionskolonne, die gestürzten Pferde, die ineinander verfitzten Gespanne, davor die blauen Uniformen der Bedeckungsmannschaften und das Aufblitzen ihrer Gewehre. Ganz nahe sind sie.

Und nun — noch einen Sprung über den Chausseegraben. Doch die Franzosen reißen aus, ehe es zum Handgemenge kommt. Ueber die Munitionswagen hinweg feuern die Jäger ihnen nach. Helle Siegesfreude leuchtet aus ihren verschwitzten Gesichtern.

„Kinder! Für diesmal ist es gut gegangen“, ruft ihnen der Leutnant zu und lehnt sich an ein hochspeichiges Wagenrad. Die Füße wollen ihn nicht mehr tragen. An seiner rechten Schulter sickert Blut durch die Litewka.

„Du bist verwundet, Leutnant“, sagt Eleonore und will ihn stützen.

„Laß nur, Renz! Es ist nichts“, wehrt er ab und läßt es dennoch geschehen, daß sie nach seiner Verwundung sieht.

Auf einem umgestürzten Karren sitzend schaut er zu, wie sein junger Kamerad mit geschickten Fingern die Wunde untersucht und verbindet. „Renz, Du hast Hände wie ein Mädchen“, sagt er voll Bewunderung und ahnt nicht, wie nahe er der Wahrheit ist. —

Vorposten in stockdunkler, regenschwangerer Septembernacht. Kein einziger Stern steht am Himmel. Nur die Wachtfeuer der Franzosen auf den Hügelketten ringsum glimmen wie halbverlöschte Funken.

Ein ungekanntes Gefühl der Bangigkeit überschleicht Eleonore, ein schaudrendes Ahnen, daß die Minuten ihres Lebens gezählt sind. Sie weiß nicht, warum: Sie fühlt, daß die Kugel für sie schon gegossen ist.

Schritte lassen sie aufhorchen. „Halt! Wer da?“

„Vaterland!“ gibt der Angerufene die Parole. Es ist der Leutnant, der die Ronde macht. Von Eleonores Standplatz aus, der weitum den Blick frei läßt, überzählt er flüchtig die Wachtfeuer des Feindes.

„Renz! Morgen ist für uns ein Ehrentag, im Leben oder Sterben“, sagt er ernst.

„Für mich im Sterben, Leutnant!“ ergänzt ihn Eleonore. „Ich werde morgen fallen.“

„Torheit, Renz! Nicht jede Kugel trifft.“

„... und doch weiß ich es! Man ahnt das.“

Da legt der Leutnant beide Hände auf ihre Schultern: „Kopf hoch, Junge! Auch Ahnungen lügen.“

Wie ein seltsames Glück empfindet Eleonore die Berührung seiner Hände, wie ein letztes Geschenk vor dem Abschiednehmen von dieser Welt. Ein sehnsüchtiges Verlangen überkommt sie, ihm ihr Geheimnis zu verraten.

„Leutnant! Ich... bin...“ sagt sie stockend und vermag den Satz nicht zu Ende zu sprechen.

„Was ist Dir, Renz?“ fragt der Leutnant besorgt.

Da fallen Schüsse bei dem Nachbarposten. Hastig läßt er die Hände sinken. „Ich komme später wieder!“ sagt er und eilt in die Nacht hinaus, um nach der Ursache der Schießerei zu sehen. — —

„Tarumm... tarummm...! Tarummm... tarummm...!“ wirbeln die Schlegel das Kalbfell. Durch den beißenden Kugelregen geht es im Sturmschritt den Hügel bergan, auf dem die feindliche Batterie steht. Der grüne Wiesenhang ist mit großen blauen Glockenblumen übersät. Wie bleierne Wespen summen die Franzosenkugeln.

Eleonores Nebenmann stürzt vornüber vor ihre Füße. Da sie über ihn hinwegsteigt, sieht sie ein bleiches todeskampfverzerrtes Gesicht mit zwei weißüberdrehten Augäpfeln und einem kleinen roten Loch in der Stirn.

„Vorwärts, Jungens! Die Batterie muß unser werden“, ruft der Leutnant. Eine Kugel hat ihm den Tschako vom Kopf gerissen, doch er achtet es nicht. Eleonore weicht nicht von seiner Seite. Die Batterie feuert Kartätschen. Ganze Rotten mäht der Eisenhagel nieder, doch die Stürmenden erschreckt es nicht. Ein furchtbarer Schlag trifft Eleonore. Eine Geschoßladung hat ihr den Schenkel zerschmettert.

„Leutnant! Ich bin ein Mädchen!“ ruft sie im Niedersinken. Blaue Glockenblumen umfangen sie. Dann schwinden ihr die Sinne...

Vor dem kleinen Häuschen unter den Hollunderbäumen springt der Leutnant vom Pferd. Acht Stunden ist er durchgeritten, um noch einmal nach Eleonore zu sehen.

„Es steht schlecht. Es kann nur mehr Stunden dauern“, empfängt ihn die Witwe Bollmann, bei der die Verwundete in Pflege liegt. Behutsam öffnet sie die Tür zur Krankenstube. Leise tritt der Leutnant ein.

Im blaugestrichenen, von weißen Tüllgardinen umrahmten Kojenbett liegt Eleonore mit geschlossenen Augen. Sie schläft. Das Wundfieber hat rote glühende Rosen auf ihre Wangen gemalt, die sich vom hellen Blond ihrer Haare abheben wie der Mohn vom goldgelben Flachs des Feldes. Selbst die dunklen Schatten um die Augen können dieses Bild nicht stören.

Auf den Zehenspitzen tritt der Leutnant näher. Wie ein seltsamer Zauber hat es ihn erfaßt. Das ist nicht mehr Renz, der Gefährte nächtlicher Biwaks, der tapfere Kamerad im feindlichen Kugelregen. Ein liebes, feines Mädchenantlitz ruht zwischen den weißen Kissen.

Ihre Lippen sind halb geöffnet wie eine Knospe vor dem Aufblühen. Ein plötzliches Verlangen überkommt ihn, diesen Mund zu küssen. Wie ein Dieb beugt er sich darüber und berührt ihn leise.

Doch sie schläft nicht. „Leutnant!“ jubelt sie auf und schlingt die Arme um seinen Nacken, und ihre fieberheißen Lippen küssen wieder und immer wieder...

... ein jähes Erschauern läßt sie zurücksinken. Ihre Fieberrosen sind wie weggewischt, Totenblässe bedeckt ihre Wangen.

„Eleonore!“ ruft der Leutnant erschreckt und sinkt von dem Bett ins Knie.

Ihre Lippen bewegen sich, flüstern leise. Nur mühsam versteht er die Worte. „Nun... will ich... gerne... sterben!“ Unsicher tastet ihre Hand nach der seinen. Noch einmal streicht sie in letzter Liebkosung darüber hinweg und sinkt dann schlaff auf die Decke. Eleonore Prohaska ist tot.

Flale nach dem Drücker, dann fand er ihn und öffnete. Frische Morgenluft drang in das Zimmer.

Und ehe sie es sich versah, war sie ihm nachgelaufen und hatte ihre Lippen fest auf seine gedrückt. „Geh' mit dem Herrgott! Klaus! Lieber, lieber Klaus! Laß uns zugrunde gehen —, daß — — daß der Junge — — nicht wird wie Du!"

Da sank sein Kopf herab, und er ging, und der Nebel nahm ihn auf und schluckte ihn kauend hinunter.

Maria aber stand an der feuchten Wand des Treppenhauses und schrieb mit dem Finger Buchstaben an die Wand, die niemand entziffern konnte, und ihre Lippen zitterten im Krampf.

★

Drei Leben im Kohlenkeller.

Ein Händler, ein Kobold und ein gelbweißer Kakadu.

Skizze von Walter A. Perfich.

Charly Pamperin war ganz ordentlich zur Welt gekommen. Das Kind nahm ständig, ja erschreckend zu, es begann mit sieben Monaten zu laufen und ließ sich weder durch die Tatsache stören, daß die Beine sogleich eine erhebliche Krümmung annahmen, noch dadurch, daß es dauernd auf seine niedliche, gestupfte Nase plumpste. Weniger schnell ging sein geistiges Wachstum vor sich. Die Verwandtschaft gewöhnte sich daran, in Abwesenheit der Mutter vom „blöden Riesen" zu sprechen. Doch was half dieser freundliche Witz, als Charly Pamperin durchaus kein Riese wurde? Mit sieben Jahren hatte er die Größe eines dreijährigen Kindes und wurde ob seiner Seltsamkeit gewaltig gehänselt. „Der Kobold!" schrien die Mädchen, und die Jungen nannten ihn grob und gemütlich „Charly Dickwurst".

Die gütige Vorsehung hatte dem dicken Kobold immerhin eine Waffe gegen diese Angriffe gegeben, die schwerfällige Gleichgültigkeit. Er blieb in einer steten Verdrossenheit er selbst, und zuweilen konnten ihn Anfälle einer ganz tollen Laune packen, wenn die anderen es mit Hänseleien so weit getrieben hatten, daß sie selbst einen Zornesausbruch fürchten mußten — in diesem Augenblick begann er nicht zu poltern, nicht zu schlagen, sondern er lachte. Lachte, bis sich sein Gesicht in eine runde, alte Fratze verzog, stellte seinen dicken Kopf auf die Erde und schoß Kobolz, sodann tanzte er los, sang mit einer erschreckend eintönigen Stimme dazu einen frechen Schlager und sammelte in kurzer Zeit um sich und die erschreckten Kinder eine Gruppe Fußgänger.

Doch ehe man sich dessen versah, war er zwischen den Leuten hindurchgeschlüpft, die sich noch über den seltsamen Burschen unterhielten, und kugelte auf seinen klumpigen Beinen um die nächste Straßenecke, nicht ohne vorher eine erschreckliche Fratze, erfüllt von aller Bosheit der Kreatur, sehen zu lassen.

Welchen Beruf sollte der junge Mann ergreifen, der noch immer nicht größer war als ein achtjähriges Kind, dessen Kugelkopf auf einem Kugelleib saß, der wieder auf Kugelbeinen ruhte? Kaum begannen die Eltern Pläne zu schmieden, als sie auf einer Ausflugsfahrt mit einem Autobus tödlich verunglückten. Charly saß in der Wohnung, in die der Sommerabend drang. Müde wurde er, untröstlich im Alleinsein. Er begann, zum ersten Male in seinem Leben, zu weinen, und dabei schlief er auf seinem Kinderstuhl ein.

Charly besaß einen Freund. Der Kohlenkellerinhaber Frederik fing ihn am nächsten Morgen auf, als der Bursche die sonnbeschienenen, von blitzenden Splittern verzauberten Stufen herunterpurzelte, bis an den Rand des Schadels erfüllt noch vom unverständigen Schicksal. „Charly", sagte der Mann, nachdem er die Unglücksgeschichte angehört hatte, „Du hast mir oft Dein Herz ausgeschüttet, Charly, Du weißt, ich habe nichts vom Leben, wenn Du willst, ziehe ich mit in Deine Wohnung, so schön habe ich's seit zehn Jahren nicht gehabt, und was der Keller bringt, davon können wir leben, wenn wir im Sommer mit Flaschen handeln. Und Jacob ist auch einverstanden!"

Jacob — seltsamer Gegensatz eines schneeweißen, an den Schläfen gelblichen Kakadus in dieser Umgebung aus Briketts, Nußkohle, Koks, den öligen Flächen der Steinkohlen — Jacob schrie schon lange aus seinem rostigen Käfig: „Eins — zwei —drei —hurra! Charliiii!" Der Vogel hatte erregt die Tür auf und krabbelte eilig auf die Schulter des Kleinen, die Flügel zärtlich hebend. So lebten die beiden Leute, der Kohlenonkel, der Kobold. Der Kleine hütete die Wohnung, an der er putzte, und der Große das Geschäft, und beim Flaschenhandel, auf den sie mit einem kleinen Karren gingen, konnte Charly heftig mitmachen. Er hockte auf dem Gefährt, schrie mit seiner gebrochenen Stimme zu den Fenstern hinauf und war dabei die Reklamefigur des Unternehmens. Leider konnte Jacob nicht mitfahren. Er saß schreiend und ungeduldig auf seiner Stange, wenn Charly von den Stadtfahrten heimkehrte, um das Essen zu bereiten, dann aber wurde ihm die Tür geöffnet, er hatte Platz in der ganzen Küche und sprang mit ein paar ungeschickten Flügelschlägen auf des Kobolds Schulter. Der sprach bei allen Verrichtungen mit dem Vogel, lehrte ihn zählen, flötete ihm Lieder vor, die etwas verzerrt aus dem Papageienschnabel zurückklangen, und gab ihm zum Knabbern weiches Gebäck.

Dieser Kakadu muß es gewesen sein, der Charly veranlaßte, die Wohnung und den Flaschenhandel zu verlassen. Frederik wurde zuweilen von Ausbrüchen seines Kummers über das Leben im Keller gepackt. Dann rannte er in eine Kneipe, schlug sich mit Alkohol voll, schleppte sich durch die Straßen, bis er wieder nüchtern genug war, um die nächste Bierstube zu entdecken. Charly betrat traurig die Küche, das Fenster stand offen, und sogleich sah er, daß Jacob dorthinaus seinen Weg genommen hatte, die Käfigtür war zurückgeschoben. Charly schleppte einen Stuhl ans Fenster, stieg hinauf, aber es war schon so dunkel geworden, daß er den nächsten und übernächsten Baum nur überblicken konnte und er auch noch auf die Fensterbank kletterte. Er rief, flötete. Er erhielt Antwort: „Eins — zwei — drei, hurra!" Und „Eins — zwei — drei, hurra!" schrie Charly. Tränen kamen in seine Augen, wieder pfiff er, nun flatterte das weiße Etwas in den Baum vor seinen Augen. Der Vogel kam aus einer Mauernische. Die Straße lag einsam unten, ein Schacht für einen so kleinen Kerl. Der Vogel flatterte Ast um Ast höher, bald nahm er einen großen Schwung und — streifte die ausgestreckte Hand des Kleinen. Der wollte den unsicher Fliegenden packen, beugte sich noch weiter vor, beim nächsten Schwung des Kakadus faßte er unterm Flügelschlag schon die hornige Kralle — und stürzte abwärts in einen kreisenden Tunnel. Auf flatterte der Freund Jacob: „Eins — zwei — drei, hurra". Der große Schlag hatte alles Bewußtsein des Kobolds ausgelöscht. Er lag vor dem Hause noch kleiner, als man ihn kannte.

Jacob fand langsam den Herrn, er krabbelte wiegend auf dem Körper umher, schlug mit den Flügeln, zupfte ihn am Ohr, strich mit zärtlicher Bewegung den Schnabel über die Haut des Gesichts und als es ihm gar zu bunt wurde, biß er ins Ohrläppchen — vergebens. Erst Frederik mußte im Morgendämmer kommen, um beide auf den Straßensteinen zu finden. Seine Augen wurden klar, er rannte mit großer Schnelle zum Schuppen, die Karre zu holen, und kam schon zehn Minuten später im Krankenhaus an. „Nein, Mann — das ist ja wild. Den habt Ihr sicher selbst aus dem Fenster geschmissen. Und was soll der Vogel?" Bevor der Kohlenhändler verhaftet wurde, konnte er nur noch soviel erklären, daß man Jacob neben dem Bett des Gestürzten aufstellte, da andere Kranke einverstanden waren.

Die Kopfwunde mußte vernäht, jedes der Beine geschient werden. Charly erwachte nach dreizehn bewußtlosen Tagen. „Eins — zwei — drei, hurra — Charly!" schrie Jacob im Augenblick: der Kleine lächelte und schlief nun drei Stunden bis in klare Wachheit.

Das absonderliche Leben des Kobolds Charly Pamperin war gerettet. Frederik durfte nach der Protokollierung des Unglücks zu ihm kommen und holte ihn nach einem Vierteljahr gleich in einem Wägelchen mit Gummirädern ab. Die Fußknöchel konnten den Körper nicht mehr tragen. Das ist der Mann, der auf unseren Straßen umherfährt und unser

Der Tod an der Sternkuppe / Eine Erinnerung zum Volkstrauertag von Gg. Eschenbach

Er hieß Franz Binder und war einer von den Hunderttausenden, die nicht aus jugendlicher Begeisterung in den Krieg zogen, sondern weil die Pflicht es von ihnen forderte. Er ließ eine Frau und zwei Kinder zu Hause.

Eigentlich gehörte er auch nicht in das Jägerregiment, das sich aus jungen Leuten zusammensetzte. Aber sein Kompagnieführer war dem Zufall dankbar, der den Ersatzreservisten Binder zu ihm geführt hatte. Denn er wußte aus Erfahrung, daß im Felde der gute Wille des einzelnen allein nicht genügte, um der Truppe über jede schwierige Lage hinweg zu helfen. Es bedurfte auch einmal eines aufmunternden Wortes, eines guten Beispiels, das nicht von den Vorgesetzten allein ausging. Und hierfür war der Jäger Binder der geeignetste Mann.

Er besaß eine gewisse Autorität seinen jungen Kameraden gegenüber. Sie hörten auf sein Wort, nahmen ihn sich unwillkürlich zum Vorbild, suchten bei ihm Rat und oft auch Hilfe. Und jeder, der einmal das Bedürfnis fühlte, als guter Soldat über alles — sonderlich über die Unvernunft der Vorgesetzten — zu schimpfen, der sah sich erst nach Franz Binder um, als wollte er fragen :„Was meinst Du dazu, Franz?"

Dieses Mal war der Jäger Binder der Ansicht, man könnte ruhig einmal ordentlich fluchen und sich die Wut von der Leber herunterschimpfen. Denn allmählich wurde die Lage hier unten in der Schlucht zum Auswachsen. Lag man da nun schon über eine Woche unter freiem Himmel am Fuß dieser verdammten Sternkuppe, die der Teufel dahin gesetzt haben mußte, damit sich der Italiener darauf verbeißen konnte. Tiefer Winter war es, und das nächste Dach lag irgendwo stundenweit entfernt im Tal. Die Maultiere mit den Essenbehältern kamen nur dann und wann einmal durch das Sperrfeuer am unteren Ende der Schlucht, und in den Hütten aus Tannenzweigen, die an der Wand klebten, ließ das qualmende offene Feuer die Augen ständig tränen und den geschmolzenen Schnee in den Hals der Fluchenden träufeln. Einer heulte vor Wut.

Der Jäger Binder lachte. Es war nicht ganz echt, dieses Lachen, aber die meisten merkten das nicht. Sie dachten sich, wenn der Franz lachen konnte, mußte es wohl doch nicht so schlimm sein. So kamen sie über einen neuen Tag ohne warmes Essen hinweg, und als der Jäger Binder noch erzählte, wie er sich auf das baldige Wiedersehen in der Heimat freue, weil doch den Italienern bald die ganze Lust am Kriegführen vergehen müßte, da dachten alle an ihr Mädchen, und wer noch keines hatte, der malte sich in Gedanken ein Bild vom zukünftigen Schatz und vergaß darüber diese verfluchte Schlucht, aus der es so recht kein Herauskommen mehr gab.

Dann war es mit dem Warten plötzlich zu Ende. Der Leutnant kam den Hang herunter gerutscht, aus der Richtung, wo der Bataillonsführer liegen mußte: „Kinder, in der Nacht geht's los! Wir müssen die Sternkuppe nehmen. Es wird eine unangenehme Geschichte, aber besser, als daß wir hier verkommen. Was, Binder?" — „Jawohl", sagte der, und der Leutnant wußte, daß der Jäger für die ganze Kompagnie gesprochen hatte.

In der Nacht begannen sie den Aufstieg. Sie hatten Steigeisen an den Bergschuhen, stürzten aber immer wieder auf dem vereisten Schnee. Doch den einen oder anderen, der abzugleiten drohte, packte eine Faust am Arm oder am Kragen, und er wußte dann: „Binder! Wenn der es schafft, der Aeltere, dann muß Du es erst recht können."

Der Morgen graute, als der Kegel der Sternkuppe vor ihnen aufwuchs. Sie mußten warten, bis es hell genug war, um eine Anstiegsmöglichkeit zu erkunden. Und dann sahen sie, daß es eigentlich nur einen Weg gab, ein Felsband, das zur Kuppe hinaufführte. Da schoß der Leutnant die Leuchtkugel ab, und ein paar Minuten später ging er hinter dem Feuerschleier der Gebi... uditen unten in der Schlucht gegen die Sternkuppe vor.

Er kam nicht weit. Denn ein feindliches Maschinengewehr riegelte plötzlich den Anstiegsweg ab. Er preßte sich mit seinen Leuten gegen die Wand, ohnmächtig, irgend etwas gegen den unsichtbaren Gegner über ihm zu unternehmen. So lag er ein paar Minuten. In den Hirnen seiner Jäger war eine Leere. Sie wußten nicht, was kommen sollte. Sie sahen kein Vor und kein Zurück und hatten nur das Gefühl, daß der Führer helfen müßte. Mußte, weil Handgranaten die Wand herabpolterten, über ihren Köpfen, neben ihnen zersprangen, weil schon zwei, drei, vier Mann aufstöhnten.

Der Leutnant sah, daß einer mindestens sich für die anderen aufopfern mußte. Er wollte es selbst tun. Doch da fühlte er eine Hand am Schoß der Feldbluse. Er wandte sich, sah den Jäger Binder: „Herr Leutnant, ich will es versuchen!"

Der Mann wartete nicht erst die Erlaubnis ab. Denn eben setzte das Hämmern des Maschinengewehrs aus, als lüde der Richtschütze dort gerade einen neuen Gurt. Ein paar Sprünge trugen Binder hinter die nächste Deckung. Das Maschinengewehr bellte wütend hinter ihm her. Stopfte. Ein paar Handgranaten sollten Binder hinter seinem Stein hervorstöbern. Sie kamen zu spät, weil der Jäger schon zwei, drei Meter höher geklettert war.

Der Leutnant fieberte. Er wartete auf den Augenblick, da er mit seinen Leuten die Deckung verlassen konnte. Jetzt schien es soweit. Wütend kläffte das feindliche Maschinengewehr nach dem Jäger, der da ein paar Meter unter ihm gegen den Felsen gepreßt lag. Es schien die anderen weiter unten vergessen zu haben, und seine Feuergarbe riß Splitter aus den Steinwänden über ihnen.

Da brach der Leutnant aus der Deckung hervor. Und dann gab es kein Zurück mehr. Denn das Maschinengewehr ließ den einzelnen Jäger dort oben am Felsen fahren und schleuderte seine Garbe den Heranletternden entgegen. Ein Gewehr fiel klirrend aus der Hand eines Jägers, stürzte mit ihm zusammen den Abhang hinab.

Dem Leutnant schoß es durch den Kopf: „Das Ende!" Er dachte nicht an sich. Es mußte wohl so sein, daß er, der Führer, mit seinen Leuten fiel. Er biß sich nur die Lippe blutig, weil er ohnmächtig war gegen den keifenden Tod über ihm.

Doch dann wunderte er sich, daß der Tod nicht kam, daß dieses klaffende Tier dort schwieg.

Oder war es schon das Schweigen des Todes?

Nein, denn er hörte die Steigeisen seiner Leute auf den Felsen klappern, wußte, das Maschinengewehr schwieg aus irgend einem Grunde, wußte, daß er um jeden Preis vorwärts mußte. Er war der erste, der auf den Sandsäcken der Italiener stand.

Der Erste? Nein. Denn der Erste lag quer über dem verstummten Maschinengewehr, die zerbrochene Waffe in der Hand, deren Kolben den Feind zum Schweigen gebracht hatte. Der Erste, der Jäger Binder.

Die anderen hatten keine Zeit, sich bei ihm aufzuhalten. Sie rollten den Graben nach beiden Seiten auf, setzten sich in der Gipfelstellung fest, die der Italiener für uneinnehmbar gehalten hatte.

Erst eine Stunde später fand der Leutnant Zeit, den Jäger Binder zu suchen. Er fand ihn beim eroberten Maschinengewehr. Er konnte nichts anderes für ihn tun, als sein eigenes verschrammtes E. K. I. von der Brust zu nehmen und es in die Hand des Sterbenden zu drücken.

---

dessen Decke der Kopf des Kakadus herauslugt, und manchesmal schreit der Vogel: „Eins — zwei — drei, hurra: Charly!". das hört man auch, wenn der Wagen mit dem Bewegungslosen in Frederiks Keller steht. Der blickt zu seinem Schützling: „Sag mal, Charly — darf ich mir eben ein Glas Bier rüberholen? Dauert nur fünf Minuten!"

Frederik spuckt auf der Straße aus. „Und der ganze Mist, weil ich nicht mit mir zufrieden war", brummt er und läuft sehr schnell über die Straße zur Kneipe. An der offenen Tür ruft er hinein, was er haben will. Man bringt ihm das Glas, und bis er es hat, läßt er den Kellereingang nicht aus den Augen, in der gräßlichen Furcht, es könne den Zweien dort schon wieder etwas zustoßen.

★

Das Kinderfräulein.

Nach einer wahren Begebenheit
erzählt von Paul Richard Greiner.

Sie nannte sich höchst einfach Annie Smith, und Sloan, ein höchst ehrenwerter Gentleman, der in London ein gutgehendes Herrenmodegeschäft betreibt, verdankte sie einer kleinen Anzeige in einer der hauptstädtischen Tageszeitungen.

Annie Smith war das achtzehnte Kinderfräulein, das nun bei dem kleinen, erst dreizehn Monate alten Bob, Mister Sloans einzigem Sprößling, Mutterstelle vertrat. Die 17 Vorgängerinnen hatten es nur Tage, beziehungsweise Stunden, auf ihrem verantwortungsvollen Posten ausgehalten. Denn der Hausherr verlangte etwas für sein gutes Geld, und sechzehn Mark in der Woche, das war doch, weiß der liebe Himmel, kein Pappenstiel.

Aber jetzt endlich klappte alles. Es ging wie am Schnürchen, und Mister Sloan war des Rühmens voll. Diese Annie Smith erwies sich als pädagogisches Genie. Sie verfiel auf hundert Ideen, den Kleinen, der doch sonst immer so mordsmäßig geschrien hatte, bei guter Laune zu erhalten. Ihre Engelsgeduld war wirklich unerschöpflich. Sie brachte Opfer aus der eigenen Tasche, so stellte Mister Sloan nicht ganz ohne Befremden fest. Es verging kaum ein Tag, an dem das Kinderfräulein den glücklichen Vater nicht mit einer neuen, wenn auch wohlfeilen Spielerei, die den Kleinen unterhalten sollte, überrascht hätte. Ein Harlekin aus Gummi, eine Ente aus Zelluloid, eine Rassel mit klingelnden Schellchen... das waren Annies letzte Anschaffungen.

Mister Sloan wurde nachdenklich, denn er glaubte nicht recht an so viel Selbstlosigkeit. Er zog also seinen Zuschneider Jenkins in's Vertrauen, und dieser machte ihm die überraschende Mitteilung, daß er Miß Annie Smith jüngst in einer benachbarten Wechselstube angetroffen habe. Ein Kinderfräulein als Kapitalistin, das war doch etwas ganz Einzigartiges, sagte sich Mister Sloan.

Zum Glück kannte er einen Angestellten besagter Wechselstube. Der war ein „Gent" und schuldete Sloan infolgedessen noch vierzig Mark auf einen Anzug, den er auf Ratenzahlung genommen hatte. Der verriet denn auch bei einem vorzüglichen Whisky mit Soda, den Sloan großmütig spendete, daß Miß Smith nicht auf die Bank komme, um Geld abzuheben, sondern um solches einzuzahlen, und zwar immer gleich an die tausend Mark. Ein kleines Vermögen in dieser Zeit! Wo nahm das Kinderfräulein solche Mittel her? Aber auch Abwege brachten ja solche Summen nicht ein. Mister Sloan war in großen Aengsten.

Da traf er eines schönen Nachmittags einen Jugendfreund, den er ganz aus den Augen verloren hatte, auf der Straße. „Hallo, Gibbs!"

„Hallo, Sloan!"

Die beiden schüttelten sich die Hand.

„Kommst Du mit?"

„Wohin?"

„In den Zirkus Torren, nur ein paar Schritte von hier."

„Humbug!"

„Und ich sage Dir, auch in London noch nicht dagewesen!"

„Looping the loop?"

„Nein! Ein Dressurakt, von einer Waghalsigkeit, um nicht gleich zu sagen, Frivolität! Worauf diese Kerle nicht alles verfallen. Die Polizei sollte den Burschen das Handwerk legen, aber es zieht. Tausende heimst der Kerl mit diesem Trick zweimal an jedem Tage ein, und wir können schuften... Du wirst Dein blaues Wunder sehen, sag' ich Dir, komm mit!"

James Sloan wußte in der Tat nicht, welche unheimliche Gewalt des Grauens und der Neugier ihn da mit einem Male in der Gestalt seines Jugendfreundes Gibbs nach dem Eingang des Zirkuszeltes zog.

Hier stand die sensationslüsterne Menge Kopf an Kopf, und es dauerte eine ganze Weile, bis sich Sloan und Gibbs an der Kasse ihre Plätze erobert hatten. Nun saßen sie in einer der vordersten Reihen, denn die billigen Plätze waren längst schon alle ausverkauft.

„Er bekommt tausend Mark für die Nummer."

„Wer?"

„Der Löwenkönig, wer den sonst?"

„Tausend Mark, ist das denn möglich?"

„Aber ich bitte Dich, das Zelt fast doch 4000 Personen, Sloan."

Der Clou bildete den Mittelpunkt der Vorstellung. Sloan und Gibbs mußten sich in Geduld fassen, die Clownspäße, Trapeznummern, Niggertänze, Songs gingen vorüber. Und nun hatte sich die Manege in einen Käfig verwandelt.

Der Löwenkönig trat auf. Atemlose Stille. Die Brust mit ungezählten Orden behängt, eine kurze Nilpferdpeitsche in der Hand, stand er jetzt mutterseelenallein hinter den Eisengittern, eine achtunggebietende Erscheinung. Sein knappes Kostüm erinnerte an die Uniform eines Honved, und der dichte, schwarze, kunstvoll gewichste Schnurrbart trug noch dazu bei.

Die Wärter trieben ihm die Bestien aus den Transportkäfigen zu: Vier riesige abessinische Löwen, zwei Königstiger aus Bengalen, drei bunte afrikanische Leoparden. Fauchend fügten sich die Katzen und nahmen ihre Plätze auf den bereitgestellten Schemeln ein.

Im Ledergurt des Löwenkönigs funkelte die Schußwaffe... für alle Fälle. Auf dem ersten Schemel rechts vorn saß Sultan, ein Musterexemplar seiner Rasse. Der Bändiger hatte soeben sein Brummen des Mißbehagens mit einem winzigen Stück rohen Fleisches in behagliches Knurren verwandelt. Nun kraulte er die schwarze Mähne des majestätischen Tieres und trat vor. In dem Gitter des Käfigs befand sich ein kleines Fenster, das der Löwenkönig öffnete.

Er wandte sich an die Zuschauer: „Um den verehrlichen Herrschaften zu beweisen, wie fest ich meine Tiere in der Hand halte, pflege ich jede meiner Vorstellungen mit einem völlig harmlosen, aber waghalsig erscheinenden Experiment einzuleiten. Hat eine der anwesenden Damen die Liebenswürdigkeit, mir ihr Baby für ein paar Minuten anzuvertrauen? Mein Freund Sultan wird es so zärtlich behandeln, als ob er nicht König der Wüste, sondern Kinderfräulein wäre."

Eine Minute der Spannung verstrich. Da erhob sich eine junge, elegant gekleidete Frau in einer Loge. Sie trug einen in Spitzen gehüllten Säugling auf dem Arm und schritt kurzentschlossen auf den Löwenkönig zu.

Aber sie erreichte ihn nicht. James Sloan hatte sie zu Boden geschlagen und sich des Kindes bemächtigt. War sie doch keine andere als Annie Smith.

★

Hein, hol über...

Von Richard Euringer.

Wenn die Donau ihre Arme schließt um manche Insel, so umspült sie doch nur eine, die der Volksmund „Insel" nennt, gleich als sei sie einzig und nur einmal auf der Welt, „die Insel".

Auf der Insel hauste, ganz in Schilf und Erlen eingedacht, Hein, der Fährmann, der von Ufersteg zu Ufersteg die Fähre gierte, die an starkem Drahtseil mittels einer Rolle durch den Druck der Wassermassen hin und wider trieb und den Verkehr der Feldarbeiter um eine gute Stunde Umweg kürzte.

Wer es nicht eilig hatte — Förster Fischer und Gendarm —, der stieg wohl auch mal auf der Insel aus, nahm ein Sonnenbad, trank sich einen Kümm[illegible] erlieb gar ein paar Tage da, wie jener Maler, der seine Ueberfahrt in die Auen zu einer Sommerfrische dehnte, die jedenfalls den Vorteil bot, nicht viel Taschengeld zu kosten; denn wenn der alte Hein auch keinen Stiefelabsatz zu verschenken hatte, sondern karg genug von dem kümmerlichen Fuhrsold zehrte, dachte er doch nicht daran, aus seinem bißchen Gastlichkeit ein Geschäft zu machen. Er, der stumme Sonderling, der [illegible]ere Klausner, der seit dem Tode seines Weibes endgültig Verwaiste.

Die gehalfte Hütte stand auf einem Rost, zwischen Pfahl und Fischernetz trocknete das bißchen Wäsche, flog flatternd in den immerfrischen Wind. Allerhand Geflügel verflog sich an sehr stillen Tagen zu flüchtigem Besuch, und die Frühmusik an Sommermorgen, wenn durch Silbernebel Fluß und Landschaft gleißten, alle Sträucher von gefiederten Jubilanten wippten und aus Rohr und Binsen Grunelwellen gluckſten, übte eine weltentrückende Magie, die das kleine Eiland zum verwunschenen Paradiese wandelte, wo das Wellenfluten Stille heißt und jeder Tag ein Sonntag ist.

Nimmt es wunder, daß Freund Fährmann seine eigene Art zu hören hatte, Mund und Augen aufriß, wenn ein Menschenlaut die verzückte Symphonie der Stille störte, so, als fasse er den Sinn der kleinen Worte nicht mehr, da er allzu lange die großen Stimmen der Natur vernommen? Graue Haare wucherten aus seinem Ohr, und statt einer Antwort klappte er zumeist nur lautlos mit den Kiefern, deren Zähne er längst ausgebissen. Gewohnheit hatte ihn gelehrt, wie er nach den Ufern lauschte, ob nicht jemand rief, stets die Hand ans Ohr zu legen, wenn die lauten Leute ihn mit kuriosen Fragen zum Halbnarren hielten, gerade recht, sich damit einen Spaß zu leisten.

Also kams, daß der Unfug einriß, Fährmann Hein an Fest- und Feiertagen, wenn der Uebermut aus Fässern in die Gläser schäumte und die jungen Leute aus der Kirche in die Schenke, aus der Schenke in die Fluren trollten, irgend einen Possen anzuhängen, irgend einen Tort zu tun, meist in harmlos guter Laune, oft in ausgesuchter Bosheit.

Daß die Liebespärchen seinen Dienst mißbrauchten, um oft erst in später Nacht die Rückfahrt zu begehren, schien ihm keinen Argwohn einzuflößen. Wenn Radauschläger in hellen Haufen seine schmale Habe überfielen, sich in seiner Stube häuslich niederließen, Spind und Kiste visitierten und nicht selten mehr verzehrten, als sie brachten, kroch der Alte schier in sich hinein, ängstlich, unverstehend und bedrückt. Doch er wehrte ihnen nicht und sagte nichts, wie denn etliche behaupteten, er habe das Wortesagen schon damals verlernt, als sie ihn bei jedem Wort hellodernd ausgelacht. Schlimmer setzte ihm die Unrast zu, die ihn oft befiel, seit seine Alte tot war und die Augen nicht mehr ganz ans Ufer reichten, wenn immer wieder, manches Mal tief in der Nacht, der Anruf ihn aus Schlaf und Dämmer schreckte „Hein, hol über!" und weder hüben noch drüben dann der Rufer stand, so oft er auch gleichmütig seinen Kahn zum Stege gierte. „Hein, hol über!" — „Hein, hol über!" kam der Ruf von beiden Ufern gleicherweil, und Hein, der die Menschen mit dem Maße maß, in dem er vor sich selber stand, dachte an das Unwahrscheinliche zunächst und an die Bosheit seiner Nach-Geisterzuletzt. Ihn, der sein Lebtag nicht viel anderes gehört als „Hein, hol über!.." dünkte die Stimme wohlbekannt als Mahnruf seiner Alten, mit dem sie, die viel feinere Ohren hatte und viel sichtigere Augen, ihn zuweilen aufgerüttelt: „Hein, schläfst du wie ein Hase? Hörst du denn nicht: Hein, hol über!" Dann mußte er sich in der letzten Zeit immer erst besinnen, ob die Alte also leibhaftig tot sei, ob er tosohrig geworden durch das ewige Flutenfließen oder ob da wirklich einer noch so spät die Ueberfahrt begehre.

Klapperig vor der angelehnten Tür, lustre er dann mit der Hand am Ohr rechtshin, linkshin, schnappte mit der Kinnlade, drückte die blaue Seemannsmütze in das weiße Strähnenhaar, löste wie im Traum die Fähre und steuerte auf gut Glück dem Ufer zu, mit den trüben Augen suchend, was so hell im Ohre saß . . .

Armer alter Hein, geh schlafen!

Sie triebens bös. Und der Fährmann wagte kaum noch, in sein Stroh zu kriechen, vor Sorge, nicht auf dem Quivive zu sein und seinen Posten gar noch zu verlieren auf sein Lebensend. Angekleidet warf er sich aufs Lager, unterschied bald Tag und Nacht nicht mehr, wanderte unruhig wie ein gefangenes Tier sein Fleckchen Erde ab, immer auf dem Sprung ins Leere, bald genannt und bald geäfft, hüben, drüben, auf der Fahrt, rätselhaft entgeistert und gehetzt. Und der Frühling blaute doch aus allen Tälern, Kätzchen putzten die Weiden blank, und die Glocken waren heimgekehrt aus Rom. Hein hörte sie läuten, Tag und Nacht, fern und nah, unten aus den Wassern, oben aus Schönwetterwolken, immer festlicher und voller, und die Bauern fuhren doch ins Feld, als sei gemeiner Werktag, heut und morgen, alle Tage.

„Hein, hol über!" juchute der Knecht beim Säen hüben und stieg die schöngewölbten Furchen an, der Sonne zu.

„Hein, hol über!" juchzte drüben, steif vom Kartoffelstecken, die rotbackige Magd, und sie hätten grad so gut jubeln können: „Hein, uns sticht der Haber!" — denn sie paßten wohl zusammen, und, wenn nicht der Fluß dazwischenfloß, so gehörten sie auch zusammen.

Hein vernahm den Ruf, und wenn ihm wahr, als riefe ihn seine Alte, die vom Kirchgang käme, so versteht man, daß er auf die Seite gierte, wo das Dorf, die Kirche, Knecht und Sonne standen. Ganz fest griff er das kleine Steuer, blinzelte und kniff die Lider ein; denn Fluß und Sonne flossen auf ihn zu auf sonderbare Art, mit blendender Gewalt, und flossen ineinander, so hell und heiß, daß Hein plötzlich nach dem Herzen griff; doch es war nichts, und nun hörte er ganz nah den Ruf: „Hein, hol über!"

Gut. Schon gut! Der Nachen knirschte in den Kies.

„Guck an!" dachte die Magd am anderen Ufer, da wendete der Kahn, sacht, ganz sonderbar, die Rolle lief, der Nachen drehte um, trieb auf sie zu, die sich verwunderte, daß kein Fahrgast eingestiegen sei. Nur der Alte saß am Steuer, gleichsam blind, stumm und ohne Regung. Wirklich und wahrhaftig, er hatte ihren Ruf gehört und kam, sie einzuholen. Eilig flüchtete sie übers Feld; da fuhr der Knecht sich mit dem Aermel über das Gesicht und brummte: „He, der Alte! Was treibt er denn?"

Sacht, in Schilf und Weiden wendete der Kahn, drehte um, die Rolle lief, und es war kein Fahrgast eingestiegen.

Hin und her in lautlos stummer Fahrt zog die Fähre, daß dem Gesinde unheimlich wurde, daß der Magd das Lachen und dem Knecht das Fluchen in der Kehle stecken blieb und die Leute aus dem Dorf gelaufen kamen und die Kinder aus der Schule: zwischen beiden Ufern ewig steuerte mit der erstarrten Hand der tote Fährmann seinen Kahn, den Rufer abzuholen, der den Mut nicht fand, das bißchen Reise bis hinüber anzutreten . . .